

Blätter aus Krain.

Beilage zur Laibacher Zeitung.

N^o. 4.

Sechster Jahrgang.

25. Jänner 1862.

Die Sterne.

Tausend gold'ne Sterne winken
Aus des Himmels blauer Höh':
Tausend gold'ne Sterne blinken
Aus dem spiegelglatten See.

Hoch hinauf in blaue Ferne
Winken sie mit gold'nem Licht;
Aufwärts, aufwärts zög' ich gerne
Doch mein Flug erreicht sie nicht.

Nieder in krystill'ne Wellen
Pockt mich ihr demant'ner Kranz:
Aber ach, die flammendhellen
Sind ein wesentlicher Glanz.

Und so mögt ihr, gold'ne Sterne,
Uns'res Glück's Symbole sein:
Was der Himmel hat, ist ferne,
Was die Erde hat, ist Schein.

Robert Kammerling.

Zwei Neujahrsnächte.

Von Moriz Horst.
(Fortsetzung.)

Seit vier Wochen sprach man in der guten Stadt B. nur noch von dem Valle, welchen Alfred Schulz, zum Schluß der Winterfestlichkeiten geben wollte, das erste größere Fest, welches er nach einem Zeitraume von vier Jahren gab. Fast um dieselbe Zeit, Anfang März, hatte er damals B. verlassen. Am Tage nach jenem Ball war er nämlich nach England abgereist und von dort Ende Oktober nur zurückgekommen, um sich in B. unter seinen Landsleuten einen Gesellschafter für seine Reise nach Indien zu suchen und seine Wahl fiel damals auf George Linden. Die Reise nach Indien sollte ein Jahr dauern, aber sie dehnte sich doppelt so lange aus, denn der Kommerzienrath bekam Lust, auch etwas von China zu sehen, machte auf der Rückreise über Suez noch einen Abstecher nach Constantinopel, da seine Gesundheit etwas angegriffen war und gefiel sich in seiner Villa am Bosporus so gut, daß er, den deutschen Winter scheuend, Monate lang dort blieb, kleinere Touren nach Asien unternehmend und endlich erst im dritten Jahre mit beginnendem Sommer nach B. zurückkehrte, wo er und sein

junger Gesellschafter, wie selbstverständlich, die Löwen des Tages wurden. Die Ausbeute dieser Reise war riesenhaft, und der Sommer, so wie der Anfang des Winters ging darüber hin, ebe alles ankam, ausgepackt und geordnet werden konnte, und nun war endlich der große Tag gekommen, an welchem alle diese fabelhaften Schätze den neugierigen und wifbegierigen Blicken sichtbar werden sollten. Aber noch einen andern Magnet sollte das Fest haben, als alle die kostbaren indischen, chinesischen und türkischen Herrlichkeiten und zwar in der Lady patroness des Balles, der wunderschönen Nichte des Kommerzienraths, welche während dieser Saison die Königin aller Bälle und Feste in B. gewesen war. Diana von Hoyer, seit zwei Jahren schon Witwe eines Banquiers, der sie ihres Geldes wegen geheiratet und ihr dafür jede Freiheit gelassen hatte, paßte wunderbar gut mit ihrer fremdartigen originellen Schönheit in die, im spanisch-maurischen und indischen Geschmacke decorirten Salons ihres Oheims; sie war eine entschieden märchenhafte ungewöhnliche Schönheit, von wahrhaft irdischer Zartheit und Geschmeidigkeit der Gliederung, von jenem warmen, goldenem Ton der Farbe, den Horace Vernet seiner Sagan und Judith gab, mit prachtvoll bläulich schwarzem Haar, und Augen wie Smaragden, voll phosphoreszirender Funken, vollen, dunklen Lippen und blinkend weißen, unheimlich scharfen, kleinen Zähnen; geschmeidig, beweglich, unhörbar in ihren Bewegungen, wie eine Schlange, unkörperlich leicht wie ein Hoffräulein der Fata Morgana, mit einem Strahl im Blicke, der blendender Blitz und vereiste Gluth zugleich war.

Uebrigens wäre Frau von Hoyer auch ohne ihre faszinirende Schönheit die Sonne eines jeden Salons geworden, denn sie war pikant, scharf, gewandt, coquet im höchsten Grad und dabei eiskalt, und zuletzt wahrhafte Künstlerin in Anordnung ihrer Toilette. An diesem Abend trug sie einen seltsamen schönen Schmuck, goldgrüne brasilianische Käfer in kleine Diamanten und schwarze Emaille gefaßt, welche wie aus Smaragd und Topas zusammengeschmolzene Juwelen ausfahen und in unheimlicher Aehnlichkeit den wunderbaren Augen der jungen Frau nicht im Glanz, aber in der Farbe glichen.

Selbst der sonst unüberraschbare Oheim wich erstaunt einen Schritt zurück, als Diana ihm entgegentrat und vergaß, sie zu schelten, daß ihre Toilette sie so lange aufgehal-

ten, daß die Gäste, früher als sie selbst darin sichtbar geworden, den Salon gefüllt hatten.

„Diana, Du bist unirdisch, märchenhaft schön, vermagst zu zaubern; Du hast Sonne, Mond und die Sterne über Dein Haar und Dein Kleid gestreut — Du wirst heute meine Gäste blind machen!“

Sie lachte laut auf — ihr Lachen klang seltsam kalt und laut; wenn durch nichts anderes, durch dieses Lachen konnte sie an eine Bajadere erinnern.

„Cher oncle,“ sagte sie schmeichelnd, „ich will Ihnen gestehen, daß ich Niemand blind machen will, als einen ihrer Gäste — errathen Sie ihn? Ist er schon angekommen?“

„Sprichst Du im Ernst, Kind?“ fragte er erstaunt. „Genügt Dir dieser?“

Sie sah ihn funkelnd an.

„Er paßt mir, Onkel,“ sagte sie lächelnd. „Bleibt es bei dem, was wir heute besprochen?“

„Du vergißt aber, liebes Kind, Alles Andere bei Seite gelassen, George von Linden ist verlobt.“

Sie lachte noch ein Mal — „Mit Armgard von Pankow — ich weiß es.“

„Nun, mein Engel, sie ist nicht so schön, nicht so verführerisch reizend, wie Du, aber klug und gut — und Georges Jugendliebe.“

„Onkel, wir verschwenden Zeit und Worte,“ sagte sie lachend, ihren Kopf an seine Schulter lehrend. „Ein Mensch, der vier Jahre Dein — wie soll ich sagen — Dein Joujou war, der sollte noch an eine Jugendliebe glauben? O, weg die Falten, süßer Oheim, aber weshalb sollen wir denn nicht offen mit einander sprechen können und uns doch von Herzen lieben, cher oncle? Wohin soll denn jene sechs Jahre alte Liebe endlich führen? Die Pankow ist hübsch, wohlkonservirt, elegant, geistreich — ja, aber sie hat fünf und zwanzig Jahre und lebt von der Gnade ihrer Verwandten; was sie hat, reicht gerade, bei sehr viel Menage, zur Bekleidung ihrer Garderobe. Dein hübscher, brauner Abdel-Rader aber, den Du verwöhnt und verweichlicht hast, wie eine petite-maitresse, der hat dreihundert Thaler Gehalt — das reicht ihm gerade für Handschuhe und Parfume, den Rest trägt Du, cher oncle. Still, still, ich und Alle wissen das, die ganze Stadt tadelt seine unmännliche, unwürdige Schwäche, und Armgard Pankow? Mein süßer Oheim, mein Wort darauf, in diesen nächsten Tagen stell' ich Dir Deinen Joujou als meinen Verlobten vor, denn sie gibt ihn frei; sie verläßt B. und geht zu ihrer Schwester, unter dem Vorwande, ihr bei ihrer nahenden Entbindung beistehen zu wollen. Wah, es ist das süenste Kind, früher hat sie nie daran gedacht, daß Gefahr dabei sein kann; sie geht, weil sie mit Linden brechen will, oder schon gebrochen hat.“

„Du irrst Diana, denn sie kommt heute Abend, sie ist schon da, dort steht sie neben Linden, erkennst Du sie?“

Diana blickte einige Minuten scharf auf die Weiden.

Einen Augenblick schien ihr Gesicht nachdenklich ernst, allein nur einen Augenblick, dann wandte sie sich wieder mit einem blühend übermüthigen Lächeln, das alle ihre weißen Zähne für eine Sekunde zeigte, zu Alfred.

„Eine letzte Frage, Onkel, mein Verlobter wird als Bevollmächtigter Curer Regierung, mit dem Titel eines Obersteuerraths, in unsere Residenz versetzt? Können Sie mir das versprechen?“

„Ja, mein Kind.“

Diana nickte leicht mit dem Kopfe, winkte dem Kommerzienrath mit dem Fächer einen Abschiedsgruß zu und trat in den Ballsaal.

Im nächsten Augenblicke wurde sie von George begrüßt.

„Gnädige Frau, wo waren Sie? es war ganz dunkel im Saale, so lange Sie fehlten.“

„Und Armgard?“ fragte lächelnd die schöne Frau.

„Ich habe sie seit sechs Wochen heut Abend zum ersten Male gesprochen.“

„Welchen Tanz gab sie Ihnen?“

„Den Cotillon.“

„Ab!“ machte die Dame verwundert.

George zuckte die Achseln. „Auch ich war überrascht über diese wiederkehrende Huld, die mir aber ohne Huld ertheilt, eigentlich octroyirt wurde. Seit Monaten hat sie mich, und noch mehr, jede Gelegenheit gemieden, in Gesellschaft mit mir zusammen zu treffen. Doch genug davon, welchen Tanz darf ich von Ihnen erbitten?“

„Die Inklinationspolaonaise nach dem Souper,“ sagte sie mit funkelnd raschem Lächeln und einem goldenen Blitz ihrer Augen, indem sie weiter eilte, um endlich ihrer versäumten Pflicht noch möglichst nachzukommen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Frauen

in der

Sage und Geschichte Krain's.

Eine kulturgeschichtliche Studie von P. v. Radics.

(Fortsetzung.)

Eine dritte und die weitaus bedeutendste Folge war die nun allgemein werdende Marienverehrung. Sie ist — weil das Gesamtinteresse eines jeden Volkes berührend — noch heute im ganzen katholischen Abendlande vorwiegend und besonders bei uns in Krain, wo oft in einer Familie 3—4 Mädchen den Namen der b. Jungfrau führen, im hohen Ansehen. Professor Weinhold, dessen Worte über die Bedeutung des Weibes in der Geschichte ich dieser Abhandlung vorangestellt habe, hat in seinem trefflichen Buche: „Die deutschen Frauen in dem Mittelalter“ die Verbreitung des Mariendienstes durch die Kreuzzüge mit eben so viel Poesie in der Darstellung, als Klarheit in der Deduktion geschildert. Ich will einige Stellen daraus hier ansetzen. Weinhold geht dem Ursprunge nach und sagt: „Mit großen

Naturanlagen unter einem glücklichen Himmel lebend, Erben einer alten Bildung, ebenso kriegerisch als schwärmerisch standen die Araber in Wissenschaft, Kunst und Industrie, kurz in allem Schmucke des Lebens bedeutend über den christlichen Völkern. Den rauhen, starren und ungelenten Zuständen dieser gegenüber war bei ihnen Alles fein, geschmeidig, ideal gefärbt und durchhaucht. Den abendländischen Vergnügungen des Trinkgelages fremd, erhoben sie die Frauenliebe zur Lust des Lebens, durch die poetische Stimmung ihres Wesens, durch das phantasiereiche und leidenschaftliche des morgenländischen Flutes an allen Bänden dazu geführt. Eine Nacht unter den arabischen, blitzenden Sternen, in dem leichten Zelt, das Schwert an der Hüfte, das edle Roß zur Hand, das schwarzäugige, glühende Mädchen im Arm; und dagegen ein nordischer Winterabend in der langen Halle, wo trübe Feuer vor den Bänken der Männer brennen, die an Bären und Bärenfleisch sich ergötzen, die höchstens ein kurzes Lied von alten Kämpfen singen, oder einen räthselhaften Spruch mittheilen: wo fluthet der Lebensstrom rascher und freier, und wohin drängt ein feuriges Herz zur Wahl? Denken wir uns nun den lebenslustigen Aquitanier und Provençalien; mußte es ihn nicht mächtig ziehen, ein Leben zu gewinnen, wie er es die Ungläubigen führen sah? Er erwachte vom schweren Schlafe und sein Entschluß zu neuem vollen Leben stand fertig in ihm. Er brachte Kampf und Frieden in feinere, freundlichere Formen und in die Mitte des ganzen Lebens hob er die Frau, deren Verklärung, wie ihn die Heiden (freilich — sehen wir bei — nur nach einer Seite hin) gelehrt hatten, eine Verklärung des Lebens war. Und siehe, da nahte ihm die Kirche und hielt ihm das Bild einer Frau entgegen, die er anbeten und göttlich verehren sollte. Was er draußen in der Welt als höchsten Reiz geschaut, strahlte ihm wunderbar geschmückt von heiliger Stätte entgegen und unwillkürlich beugte er das Knie vor dem Wilde des Herzens. Das zwölfte Jahrhundert — sagt Weinhold weiterhin — ist die Blüthenzeit des Mariendienstes; Leben, Glaube, Poesie werden von ihm erfaßt und die Verehrung der Himmelskönigin mit einer Inbrunst und zugleich Nüchternheit gepflegt, die nur einer Zeit möglich war, welche neben die feinste Schwärmerei unvermittelt die nackteste Natürlichkeit zu stellen vermochte. Ganz nothwendig hatte der Dienst der himmlischen Frau auf die Stellung des irdischen Weibes einen großen Einfluß; ward sie doch nicht in abstrakter Göttlichkeit, sondern schön, anmuthig, mild als ein Vor- und Musterbild desselben dargestellt.

Wer die himmlische Frau in die Mitte seiner religiösen Verehrung brachte, konnte die irdische nicht ohne weltliche Achtung und ohne zarte Behandlung lassen. Der Mariendienst kam also der aus dem Strome der Welt herausschießenden Ansicht von dem Weibe, als Stärkung und Stütze zu Hilfe; er war aber zugleich ein Mittel, die von Sarazenen geblendeten Augen der Kreuzfahrer zu entzaubern und die vom Heidenthum miterzeugte gesellschaftliche Revolution als eine kirchliche erscheinen zu lassen.“

Diesen segenvollen Einfluß der Kreuzzüge, der sich auch bei uns den untersten Schichten des Volkes mittheilte, hat unser Land der Vermittlung seiner, dem deutschen Adel entsprossenen Schloßherren zu danken.

Wie aber, nach der Lehre der Geschichte, die besten Institute in Verfall kommen, so geschah es auch mit dem aus den Kreuzzügen herausgewachsenen Ritterthume, das zuerst in Frankreich, dann in Deutschland und speziell in Oesterreich immer größere Ausschreitungen machte, seine veredelnde Aufgabe ganz aus den Augen verlor, sich in Länderei und Neppigkeit erging, und zuletzt mit seinen Schäden das Bürger- und Bauernthum ansteckte. Da war es nun aber gerade Oesterreich, wo der gesunde Sinn des Volkes eine Reaktion gegen die Verkehrtheit und Verderbtheit des Ritterthums gerne aufkommen ließ, wo die didaktischen Dichter zu Ende des XIII. und zu Anfang des XIV. Jahrhunderts die schon in Verfall gerathenden Sitten der Mittelklasse und des Bauernstandes geißelten und zur Umkehr mahnten, und wo vor allen Seifried Helbling und Peter Suchenwirth in dieser Richtung thätig waren. Besonders ist es ersterer (geb. 1230), der in seinem Lehrgedichte: „der junge Lucidarius“, einer Nachbildung jener vielverbreiteten, in Gesprächen zwischen Meister und Schülern abgefaßten Laiencyclopädien des Mittelalters die unnatürlichen Standesausschreitungen seiner Zeit mit derben Worten tadelt und ohne Schonung auch die Ungereimtheiten und Gebrechen in den einzelnen, dem Lande „Oesterreich“ benachbarten Reichen und Ländern, als in Ungarn, Böhmen, Mähren, Steiermark, Kärnten u. s. f., bloßlegt. Unser Krain kömmt bei Aufzählung dieser Eigenthümlichkeiten am besten weg; Helbling sagt:

Ze Kraine si wir des gebeten

Daß wir windischen treten

Nach der blater pffe.

(„In Krain sind wir darum gebeten, daß wir den windischen nach der Blatterpfeife (dem Dudelsacke), tanzen.“)

Man sieht, er weiß von keinerlei auffallender Ausschreitung des Bürger- und Bauernstandes in unserem Lande zu erzählen, ein Beweis dafür, daß schon damals sich der Klage, praktische Sinn der Bevölkerung von den Früchten der deutschen Kultur nur das Gute herausnahm und anderseits mag dieser Takt des Volkes hinwieder den Adel unseres Landes von der Karikatur des Ritterthums, wie sie sich in jener Zeit anderorten darstellt, in glücklicher Weise fern gehalten haben, da uns in dieser Richtung aus den Schöpfen keinerlei Nachricht vorliegt.

Seifried Helbling hebt als vorzügliches Charakteristikon den Tanz hervor und stellt uns Krainer also als tanzlustig dar. Es wird im III. Theile dieser Arbeit ausführlich erzählt werden, wie noch im XVI. Jahrhunderte die Bürger von Laibach den Tanz auf freiem Plage um die alte Linde herum als ihr Hauptvergnügen ansahen. Jetzt ist der eigentliche „windische“ nicht mehr erhalten, der „deutsche“ und der „steirische“ haben ihn verdrängt; Linhart entwirft von

ihm im ersten Bande seiner (leider Fragment gebliebenen) Geschichte von Krain folgendes Bild: Sich schwenken, aufstampfen, ungeheure Sprünge machen, sich außerordentlich wild geberden, ist das Charakteristische der slavischen Tänze. An dem krainischen erkennen wir diese Eigenschaften gemildert noch alle. Er ist ungemein lebhaft und künstlich. Mann und Weib scheinen einander zu fliehen, sie dreht sich mit einer Geschwindigkeit, die zu bewundern ist, bald vor ihm, bald nach ihm her; er setzt ihr nach, stampft, jauchzt, springt in die Höhe, bewegt den ganzen Körper, in dem Augenblicke, da er sie haschen will, entwischt sie ihm durch eine plötzliche Wendung. Oft aber ergreift er sie doch und hebt sie jauchzend im Triumphe empor. So wie der Tanz ist, möchte man ihn für das allegorische Bild des slavischen Mädchenraubes halten.

Daß der Dudelsack — womit zum Tanze aufgeblasen wurde — bei den alten Krainern gebräuchlich war, bezeugt derselbe Linkart an anderer Stelle.

Unser Volk tanzte also im XIII. Jahrhunderte frisch darauf los, war also bei dem gewaltigen Kultureinflusse des Deutschthums ganz guter Dinge. Warum hätte es sich aber nicht auch solcher Fröblichkeit hingeben sollen?

Litt es zwar durch die Kämpfe der Herren, unter die das Land damals getheilt war — die Herzoge von Kärnten und Meran, der Patriarch von Aquileja und dessen Lehensmann, der Graf von Görz, die Bischöfe von Freisingen und die Herzoge von Oesterreich hatten in dem heutigen Krain ihre Besitzungen und Lehen — litt, sagen wir, unser Volk durch dieses Verhältniß, so war anderseits der Boden ein ergiebiger, die Kultur desselben durch die Klöster Sittich, Landstraf, Freudenthal, die Deutschordenskommenden von Laibach, Mötting und Tschernembl und die Mauerwirthschaften des Freisingers und Brirner's, so wie vieler adeliger Familien immer mehr gefördert, und wir können, vergleichen wir mit dieser Zeit die Epoche der Türkenkriege im XV. und XVI. Jahrhunderte, wo das Land fort und fort verwüstet, dennoch Hunderttausende in Barem zur Abwehr dieses Feindes beisteuerten, sicher einen großen Wohlstand im XIII. und XIV. Jahrhunderte voraussetzen.

Vorzüglich waren es die Klöster, die, wie überall, so auch bei uns ihre hohe kulturgeschichtliche Mission erfüllten; und wie anderorten, so waren es auch in Bezug zu unsern „Stiften“ hohe Frauen, die theils selbst, theils durch den Einfluß auf ihre Gatten, die Gründung dieser Pflanzstätten jeglicher Bildung des Mittelalters bewirkten. Die einzelnen dieser Wohlthäterinnen unseres Landes will ich im II. Theile namhaft machen. (Fortsetzung folgt.)

Schneeberge in Afrika.

Als die erste Kunde von den Entdeckungen der deutschen Missionäre Rebmann und Krapf an der Ostküste von Afrika nach Europa kam mit der wunderbaren Meldung hoher

Schneeberge in jenem Aequatorialgürtel des heißesten Continents, fand sie bei Vielen keinen Glauben und ward vor allem in England auf jegliche Weise angegriffen und lächerlich gemacht: die kurzächtigen, bebrillten Deutschen hätten Quarz für Schnee gehalten, hieß es.

Allerdings waren die Beschreibungen, besonders des Herrn Rebmann, zu unbestimmt, um sich einen klaren Begriff zu machen, wie in der Aequatorialgegend in so geringer Entfernung von der Küste ein Bergkegel zu so großer Höhe sich erheben könne, daß er die Schneelinie übersteige und die vollständige Unterbrechung der früheren Verkehrslinien zwischen der Küste und dem Binnenlande durch, aus dem Innern eingebrochene räuberische, und dem geregelten sesshaften Leben feindliche Stämme, verzögerte die ganze Reihe der Fünfzigerjahre hindurch die genauere Untersuchung dieser merkwürdigen Landschaft, bis es nun endlich nach so eben eingetroffenen brieflichen Mittheilungen dem Herrn Karl v. der Decken gelungen ist, den Schleier der Ungewißheit zu lüften.

Dem Herrn von der Decken, der im Mai 1859 sich nach der ost-afrikanischen Küste eingeschiffte, gelang es nach einem ersten fehlgeschlagenen Versuche, in das Innere einzudringen, im August vorigen Jahres, den südlicheren jener Alpenhörner, den Kilimandjaro zu erreichen, und obgleich er ihn nur bis zu einer Höhe von 8000 Fuß selbst ersteigen konnte, vergewisserte er sich doch, vermöge trigonometrischer Messungen, die er in Gemeinschaft mit seinem, in Zanzibar engagirten Reisegefährten, einem englischen Geologen, von 6 verschiedenen, mit der Küste trigonometrisch verbundenen Stationen anstellte, daß der Berg eine Höhe von mehr als 20.000 englische Fuß habe und daß volle 3000 Fuß mit Schnee bedeckt seien; ja sie hatten während ihres 19tägigen Aufenthalts am Fuße des Berges, den sie auf drei Seiten umkreisten, das Schauspiel dreier in die Tiefe hinabstürzender Schneelawinen.

Der Herr von der Decken gedenkt die Erforschung jener so mannigfach organisirten Landschaften fortzusetzen und nach Kräften für die Wissenschaft auszubeuten, so daß wir eine große Bereicherung der Kenntniß des nun immer mehr und mehr, wenn auch langsam sich enthüllenden afrikanischen Festlandes von dort her zu erwarten haben, zum Ruhme deutscher Tüchtigkeit, Opferfähigkeit und Ausdauer, die sich auf solche Weise auch in größter Ferne im Auslande Geltung verschafft.

Literatur.

Unter dem Titel „die Weltordnung und die Aufgabe Oesterreichs und Deutschlands“ ist so eben bei Zamarski & Dittmarsch in Wien eine treffliche Schrift erschienen, welche zum Motto hat „nicht bloß tadeln, sondern besser machen.“ Es spricht sich in derselben eine geistvolle Kenntniß und Beurtheilung der Weltlage aus und ist das ganze Buch wie die Anschauungen des Verfassers in einer Weise behandelt, daß sie Jeden, der für diese hochwichtigen Fragen ein Interesse hat, nur auf das Angenehmste beschäftigen wird.